ihm. Das junge Mädchen hob jetzt die Arbeit gegen das Licht ins Fenster: aha, Schneidermamsellchen. An der Arbeit mußte wohl etwas unklar geworden sein, es schien, als spräche das Mädchen ins Zimmer hinein. Gleich darauf erschien neben dem Blondkopf ein Schwarzkopf. Nur flüchtig waren die auffallend frischen Farben des vollen Gesichtes zu sehen gewesen. Augenblicklich sah man nur die überaus reiche Fülle des Haars.

Dieser Kopf fuhr bald zurück, tauchte nun aber auf im Profil am nächsten Fenster. Ja, war denn das nicht —, aber nein, wie denn hier! Und doch, wie sie jetzt das Gesicht herauswandte nach der vorüberzischenden Elektrischen — wahrhaftig, Marthchen Wedemann!

Ja, Marthchen Wedemann, oder vielmehr: Frau Martha Hagedorn, geb. Wedemann, saß da drin, blühend, frisch, heiteres Glück lächelte aus ihrem Antlitz.

Frau Hagedorn, seit drei Wochen Frau Hagedorn, Damenschneiderin mit vornehmer Kundschaft, obgleich nur Ausbesserungsarbeiten ihr anvertraut wurden; deren aber doch so viel, daß seit gestern schon ein kleines Lehrmädchen angenommen werden konnte, die Tochter des früheren Hausbewohners, eines Gärtners, dessen Witwe oben im Mansardenstübchen wohnte, nachdem ihr das Häuschen abgekauft worden war.

Abgekauft? Hagedorns ein Häuschen gekauft?

Ein Agent hatte das Häuschen gekauft. Hagedorns wohnten frei darin, eine alte vornehme Dame war mit dabei gewesen, als Hagedorns zum ersten Male die Wohnung besichtigten. Wer weiß denn, was die damit zu schaffen hatte.

Jedenfalls lebten die jungen Eheleute sehr glücklich zusammen. Schade eigentlich: Sie war doch ein Frauchen, daß einem gleich das Herz aufging, wenn man sie so aufrecht einhergehen sah, diese Figur! Und dieses hübsche, stolze Gesicht!

Wie die nur eigentlich zu dem lahmen Manne gekommen war?

Die Gärtnersfrau fand viel des Sonderbaren an den Hausgenossen, aber sie freute sich doch, mit so ordentlichen, ruhigen Leuten zusammenwohnen zu können.

Nun, in diesem Häuschen wohnten also der lahme Hagedorn und seine hübsche Frau seit drei Wochen. Ernst hatte vorläufig Arbeit gefunden in einer Blechwarenfabrik.

In den Stuben roch es noch immer nach frischer Tapete, und wenn der lahme Ernst behutsam von der Elektrischen kletterte, legte Frau Martha noch immer die Arbeit beiseite und ging ihm bis zur Haustür entgegen.

Solch eine Zärtlichkeit bei so jungen Leuten!

Wer wollte es ihnen aber auch verdenken!

Frau Martha selber ließ ihre Erinnerung niemals weiter zurückschweifen als bis zu ihrem Hochzeitstag.

Jede Woche einmal hatte sie vornehmen, lieben Besuch erhalten, Frau Baronin Lukasin. Hätte Marthchen Wedemann diese alte, gütige Dame nicht gehabt, wäre sie wohl niemals Frau Hagedorn geworden. So glücklich sie jetzt war, so schwer waren die Monate vor der Hochzeit gewesen. Frau Baronin hatte alles versucht, Marthchens Eltern umzustimmen, vergebens hatte sie die Vermittlung des Pfarrers unter eingehender Darstellung der Verhältnisse angerufen, beinahe vergebens war sie sogar selbst in Hornbach gewesen. Ein nicht überreicher Beitrag zur Aussteuer und ein Gruß Lieschens war alles gewesen, was sie mitbrachte, und doch wenigstens etwas.

Ernst hatte seinen früheren Herrn und Wohltäter durchaus als Trauzeugen und Hochzeitsgast laden wollen. Da endlich hatte Marthchen ihm erzählen müssen, was zwischen ihr und dem Hüttich vorgefallen sei. Er war freilich zunächst verstimmt gewesen. Dann aber hatte er sie wegen ihrer Entsagung an seine Brust gerissen und beinahe vor Jubel geweint. Mitgeteilt hatte Ernst aber doch seine Absicht, sich zu verheiraten mit Martha Wedemann. Darauf war ein kurzer Segenswunsch und viel Geld eingelaufen.

Ernst berechnete, daß ihm sein früherer Herr einen ganzen Jahreslohn zur Hochzeit geschenkt hatte.

Der Trauung lag auf Marthchens Wunsch der Text zu Grunde: Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde.

Mit einigen Arbeitskollegen zusammen hatte am Nachmittag im neuen Heim eine kleine Feier stattgefunden, bei der sogar Wein, freilich geschenkter, getrunken worden war, dem die Gäste in froher Stimmung zusprachen.

Bereits am Ausgange der Kirche war Frau Baronin Lukasin den Neuvermählten mit ausgestreckten Händen entgegengetreten, nicht fähig vor Rührung, den Segenswünschen Worte zu verleihen. Die junge Frau hatte sie auf die Stirn geküßt.

Und nun flogen seitdem die Wochen dahin, wie Flitterwochen eben dahinzufliegen pflegen.

Im August war Hochzeit gewesen. Jetzt ging der September schon seinem Ende entgegen. Herrliches Wetter war die ganze Zeit gewesen. Nach fünf Uhr saß Ernst gewöhnlich auf der kleinen Bank vor dem Hause und rauchte aus seiner kurzen Pfeife, las die Zeitung oder unterhielt sich durch das geöffnete Fenster mit seiner Frau. Wie wohl ihm der Aufenthalt in der frischen Luft tat! Er konnte sich doch an die Fabrikluft so gar nicht gewöhnen. Es war ihm zu ständiger Gewohnheit geworden, sobald er sich auf dem Bänkchen niederließ, vor allem andern erst mal gründlich zu schneuzen, um den ekelhaften Maschinenölgeruch loszuwerden und den frischen Erdgeruch einsaugen zu können. Wenn er dann so zum Fenster hinein erzählte: „Die haben auch genug Quecken da drüben in dem Stück, 's ist eine Schande," oder: „Ob Hüttich wohl seinen Hafer hereinhat?" dann schnitten solche Worte wohl dem Marthchen ins Herz, denn ihr war's, als klänge es wie sehnsüchtige Klage durch solche Erinnerungen an die frühere Lebensweise, und sie suchte ihn von diesen Gedanken abzubringen.

Jeden Abend brachte Ernst daheim zu, anfangs gab er stets als Grund an, seine Beine seien das Laufen noch nicht gewöhnt, was ja vielleicht der Wahrheit entsprach. Er las dann seiner Frau vor aus der Zeitung, Sonntags dazu den Inhalt der Beilage, oder schaute rauchend auf ihre fleißigen Hände, bis das Lehrmädchen nach oben ging.

In der letzten Woche des September schlug richtig die Witterung um, wie Ernst vorausgesagt hatte. „Mein Wetterbein, mein Wetterbein!" hatte er gejammert.

Es wurde trübe, herbstlich regnerisch und empfindlich kühl. Da legte sich eine leise Sorgenwolke auf Marthchens sonst stets heitere Stirn. Der kleine Vorrat an Holz und Kohlen war ohnehin zusammengeschmolzen. Es mußte von neuem gekauft, diesmal nun mehr gekauft werden, denn mit frostig-steifen Fingern wollte das Nähen nicht gehen, sie hatte es versucht. Ging das Nähen aber flott, dann würde der Ertrag auch den Aufwand decken.

„Müssen wir eben Holz kaufen," antwortete Ernst. Als aber beide allein waren am späten Abend und die Lampe der Ersparnis halber bereits ausgeblasen war, sagte er plötzlich mit gepreßter Stimme: „Hast Du denn noch Geld?"

„Viel nicht," gab sie kleinlaut zurück. „Es kommt immer schlecht ein."

„Ja, ja, diese Vornehmen," grollte Ernst.

„Wenn wir Geld brauchen, muß ich Außenstände einkassieren," sagte sie ruhig. „Es ist ja freilich besser, man hat noch Geld zu erwarten."

Sie war neben seinen Stuhl getreten und strich ihm, wie tröstend, über den Kopf. Er trommelte überlegend mit den Fingern auf dem Fensterbrett. Es war ihm peinlich, daß er sich sozusagen von seiner Frau erhalten lassen mußte. Aber was half's? Vorläufig war er aus Gnade als Lehrling angenommen worden mit einem geringen Taschengelde. Die Probezeit lief erst mit dem 1. November ab.

Die Buchdruckerei von
Langer & Winterlich
RIESA
Goethestraße Nr. 69
hält sich zur Anfertigung nachstehender Drucksachen bei sauberer Ausführung und billigster Preisstellung bestens empfohlen.

Avis
Adreß- und Geschäftskarten
Briefköpfe, Briefdecken
Bestellzettel
Broschüren, Billets
Deklarationen
Danksagungs- und Einladungsbriefe
Einlaßkarten
Etiketten aller Art
Fakturen, Flugblätter
Formulare in div. Sorten
Frachtbriefe
Gebrauchsanweisungen
Fremdenzettel
Haus- und Fabrik-Ordnungen
Geburtsanzeigen
Hochzeitseinladungen
Zeitungen und Gedichte
Kastenschilder
Kostenanschläge
Kataloge, Kontrakte
Kontobücher
Lohnlisten, Mahnbriefe
Mitteilungen, Menus
Musterbücher, Noten
Plakate, Programme
Preiskurante
Postkarten, Quittungen
Rabattmarken
Rechnungen
Speisen- und Weinkarten
Statuten, Tanzkarten
Stimm-, Theater- und Eßzettel
Visiten- und Verlobungskarten
Wechsel, Werke
Zirkulare, Zeugnisse
u. u. u.

Massenauflagen für Rotationsdruck.

Riesaer Tageblatt
— Amtsblatt —
Fernsprechstelle Nr. 20.
Telegramm-Adresse: Tageblatt Riesa.

Plötzlich hatte er einen Einfall. Er fuhr so jäh zurück, daß Marthchen aus ihren Sorgenträumen aufschrak.

„Daß wir aber daran noch nicht gedacht haben! Wozu steht denn die alte Bude zu Hause leer? Die muß doch verkauft werden, sonst fällt sie noch mal zusammen."

Marthchen sagte nichts darauf. Sie war betroffen über die Kälte, mit der Ernst von dem Häuschen seiner Eltern sprechen konnte, dem Häuschen, in dem sie so bedeutsame Stunden verlebt hatte. Wie eine Roheit hatte sie der Gedanke einer Veräußerung angemutet. Indessen, erwog sie die Umstände, so mußte sie ihm schon recht geben.

„Wir können's ja versuchen. Du mußt an den Bürgermeister schreiben, daß er's ausbieten soll," riet sie.

„Ach was, Bürgermeister. Ich schreibe an Hüttich. Wenn es niemand kaufen will, dann kauft der's uns schon ab aus Barmherzigkeit."

Irgend etwas gefiel ihr nicht an seinem Wesen heute. Eine ganz ähnliche Empfindung überkam sie jetzt wie vorhin, als er — so pietätlos — „alte Bude" sagte. Genau so pietätlos sprach er jetzt von der Gutmütigkeit Wenzel Hüttichs. Er fühlte das wohl selber nicht so.

„Aber Ernst!" mahnte sie leise. Er verstand wohl nicht.

„Nun ja, die Bude ist keinen Heller wert. Höchstens auf Abbruch, und selbst da deckt das alte, morsche Material kaum die Abbruchkosten. Wir müssen froh sein, wenn uns überhaupt nur jemand das Ding abnimmt, und da ist Hüttich schließlich der einzige, der mir noch was zahlt, eben weil ich's bin! Und übrigens — ich sag's ja, wir kennen unsere Güter gar nicht mehr alle. Wie ist denn das mit Deinem Vater? Der hat doch unsere Ziegen und meine Karnickel an sich genommen. Hier kann ich die nicht brauchen, die können gleich mit versteigert werden. Wenn Deine Eltern das Vieh behalten wollen, können sie es ja erstehen. Dazu finden sich eher Liebhaber, als zu dem Hause. Ich werde Hüttich schreiben, er solle meine gesamte Habe, bewegliche und unbewegliche, mein Gut mit allem toten und lebenden Inventar meistbietend verauktionieren. Klingt großartig, was Schatz?" Er legte seinen Arm um sie und zog sie auf seinen Schoß. Sie drückte seinen Kopf fest an ihre Schulter, es war ihr in diesem Augenblick nicht möglich, seinen Kuß anzunehmen.

Einige Tage nach dem ersten Oktober traf aus Hornbach Antwort ein in Gestalt eines Briefes und einer Postanweisung. Die Postanweisung lautete auf 75 Mark. Wie klapperten die Geldstücke auf dem Tische! Marthchen öffnete zitternd den Brief. Wenzel Hüttich hatte ihn geschrieben. Er äußerte darin: das Haus wolle er mit Inventar käuflich übernehmen und veranschlage es auf 35 Mark. Es lohne sich nicht, Aufhebens durch eine öffentliche Auktion zu machen. Die Kinder hätten die Fensterscheiben eingeworfen, an der Seite nach dem Walde zu seien schon eine Anzahl Ziegel gestohlen worden vom Dache. Sollte Ernst einen höheren Preis erwartet haben, so solle er es nur wissen lassen. Er habe aber gerecht taxiert; das Vieh — nun dafür wolle er 40 Mark ansehen.

Marthchen las mit Tränen, und bei den letzten Zeilen kam ihr das Schluchzen. Sie glaubte zwischen den Zeilen lesen zu müssen. Entweder vermied Hüttich, ihre Eltern aufzusuchen, — sie konnte nachfühlen, warum, — oder er war bei ihnen gewesen und war abgewiesen worden. Auch dieser Fall war — leider möglich.

Als Ernst heimkam, freute er sich zunächst sichtlich über die stattliche Summe. Nachdem er aber den Brief gelesen hatte, kostete es seiner Frau Mühe, ihn ruhig zu halten, bis sie, heute vorzeitig, das junge Mädchen nach oben entließ. Mit dem Hauskauf war Ernst zufrieden. Aber der Viehhandel wurmte ihn. Er humpelte aufgeregt in der Stube hin und her. „Da hast Du Deine noblen Eltern! Wenn man bedenkt, wie die auftreten! Und hier wollen sie einen armen Krüppel, ihre eigene Tochter begaunern."

„Ernst, laß das ruhen. Wollen zufrieden sein."

„Jawohl, hat sich was. Hüttich kann nicht mehr schicken, als was er aus ihnen preßt. 40 Mark, dafür gebe ich nicht einmal die Ziegen her. Solche Leute, erst rettet man ihnen das Kind. Ja, da können sie freilich liebreich tun. Und wie die Gesellschaft an Dir handelt, Marthchen, — das sind Rabeneltern. Ins Gesicht müßte man solchen Leuten spucken!"

„Nicht so laut doch, Ernst, das hören ja die Leute oben."

Er bezwang seine aufsteigende Wut. Mit verhaltener Stimme grollte er: „Nein, es wird nichts draus. Ihre lumpigen vierzig Mark sollen sie wieder bekommen, und ich will mein Vieh wieder haben."

„Ach Ernst, ich bitte Dich, laß uns friedlich bleiben und keinen neuen Streit anfangen. Tue mir nicht weh. Meine Eltern sind nun einmal so, wir wollen uns für uns halten. Siehst Du, die vierzig Mark, die reichen nun schon ein Weilchen. Dann erhältst Du ja auch Deinen Lohn. Wollen uns in Frieden durchschlagen. Besser, wir leben mit wenigem friedlich. Ein paar Mark sind es nicht wert, daß man sich Tage, Wochen verbittert."

„Paar Mark," brummte er noch, gab aber doch nach, und Marthchen war von Herzen froh. Sie hoffte alles von der Zukunft, solange es ihr gelang, die Gespenster der Vergangenheit zu bannen. Sie hatte alle Wunden verschmerzt in diesen Wochen und war glücklich in dem Bewußtsein: viel aufgeopfert zu haben, aber doch nicht umsonst, wenn Ernst so blieb, wie er war. Sie berührte die Vergangenheit nur im Gespräch mit Ernst, aber freilich, sie dachte gar manchmal an daheim. Und je länger, desto mehr vergaß sie die Kränkung, die Wut, die Härte, die Verstoßung, die sie von dort getrieben, den Groll der Eltern, der noch immer nicht wich. Sie vermochte in ihrer glücklichen Gegenwart an daheim so traulich zu denken, als bestünde die Trennung von ihren Eltern nur in der räumlichen Entfernung.

Da mußte es ihr schon bitter weh tun, wenn sie an die rauhe Wirklichkeit erinnert wurde in der derben Art und Weise, in der es Ernst in seinem ja verständlichen Aerger getan hatte.

Daß er sich aber beruhigen ließ, erhob ihr Gemüt wieder, denn es war eben das wieder ein Beweis, daß sie noch immer die Zaubermacht über sein jähes Wesen besaß, auf welche Macht allein sie ihr Glück und Ernst's Rettung, ihren ganzen Daseinszweck und -inhalt gestellt hatte.

Keiner erwähnte den Zwischenfall wieder.

Die herbstliche Jahreszeit schritt weiter vorwärts. Die Tage wurden immer trübseliger, die Nacht brach immer frühzeitiger herein. Da trat eine neue Mehrausgabe immer deutlicher hervor. Die Lampe mußte regelmäßig schon um fünf Uhr nachmittags, manchmal sogar noch früher angebrannt werden, und Marthchen legte die Arbeit nicht eher zur Seite, als bis penetranter Geruch sie auf die ersterbende Flamme aufsehen ließ. Das kleine Petroleumkännchen wanderte alle zwei Tage zum Kaufmann.

Ernst begriff nicht, warum Martha um die paar Pfennige barmen könne, es sei doch genug Geld da. Die 75 Mark wurden darum doch nicht gleich verbraucht. Da hatte ihn Martha nur ein wenig scheu und ein wenig zärtlich angesehen und nichts wieder gesagt.

Nun beschwerte sich aber wieder jemand anders über das viele Laufen nach dem Petroleum. Die Wege und Einkäufe besorgte in der Regel das langbezopfte Lehrmädchen, und zwar bisher mit größtem Vergnügen. Solche Gänge in die Stadt waren doch interessanter als das ewige Sitzen in der stillen Stube. Marthchen konnte unterdessen an der Arbeit bleiben.

Aber das schlechte Wetter verdroß das Mädchen und eines Tages erschien die Gärtnerswitwe und beklagte sich ernsthaft. Die Tochter solle doch schneidern lernen,